

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

86 (3.11.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 3. November 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeker.

N^{ro}. 86.

Flora Tristan.

(Fortsetzung.)

Man sieht, von wie vielem Unglück und Unstern das Weib verfolgt wird, wenn es Eltern und Familie verläßt. Wüßte man, wie viel Unglück man mit sich zieht, es wären wenige Frauen, welche nicht noch so viel Gefühl für's Rechte behielten, um beim ersten Schritt umzukehren, um nicht so viel unverbesserliches Unglück über so viele Unschuldige zu bringen. Das Schicksal des guten Kapitän Chabrie hing von einem Wort ab: Willst Du mich heirathen? — es ist unmöglich, denn ich bin die Frau eines andern Mannes. Und durch dieses eine Wort wurde dieser unglückliche Liebende in einen Abgrund der Verzweiflung und Eifersucht gestürzt; er reiste mit der ihm gegebenen Wunde ab, er reiste ab, ohne zu errathen, wer der Gegenstand wäre, welcher ihm im Wege stand.

Als die unglückliche Verstoßene wieder allein war, erwartete sie weniger ungeduldig die Ankunft ihres Vaters, sie besah bis auf die geringsten Einzelheiten die Stadt Arrequipa, mit dem Wunsch dort zu bleiben, und doch, unglückliche Frau, gibt es in der ganzen Welt keine Stadt, von der Du sagen kannst, hier bleibe ich. Die Stadt ist reich, mächtig, schön gebaut, auf dem Gipfel eines Berges schön gelegen, doch was hilft es Dir, der Berg, ja selbst das Meer können Dich nicht aufnehmen, Du hast kein Recht, Dich irgendwo aufzuhalten.

Du hörst immer in Deinem Ohr die schrecklichen Worte tönen: Fort! Fort! Oder glaubst Du, das Thal von Arrequipa hat so viel Gesträuch, die Gärten sind angefüllt mit den schönsten Blumen, die Obstgärten mit Früchten, die Teiche voll Fische, die Frauen sind hier träge und schön, die Männer singen ihnen ihre Liebe auf spanischen Saitaren, hier müßte es sich schön leben, hier bietet das Leben nur Schönes und Leichtes, der Schlummer ist tief, der Tag leicht, die Luft rein und klar, lasset mich hier an diesen Ufern mein Zelt aufschlagen. — Fort! fort! ruft wieder die unerbittliche Stimme, Du hast das häusliche Dach, das eheliche Haus verlassen, Du hast auf diesem Wege Deine Kinder selbst vergessen! — Fort! wiederholt diese Stimme, und in Wahrheit, Du mußt immerfort gehen bis zum letzten Tage, ja selbst bis zum Grabe.

Dies ist die Geschichte vieler unglücklichen Frauen, deren Schmerz keine Spuren gelassen hat, die sich verloren haben in der Dunkelheit und vergessen worden sind.

Endlich kam der so sehr herbeigesehnte Onkel, Don Rio de Tristan, an. Dieser Mann war ein Gemisch von verfluchten Lasten und brillanten Eigenschaften, sein Lächeln war erzwungen, als ob er sich der Lüge schäme, er ist nicht weiter böse, für einige Zeit an seiner Tafel eine schöne junge Frau aus Frankreich zu haben, aber von der Herausgabe des kleinsten Theiles ihres Vermögens, davon muß man mit einem solchen Mann nicht sprechen, denn er liebt das Geld mehr als die Ehr.

Vergebens erzählt ihm diese Fremde mit der süßesten Stimme, daß sie wirklich die Tochter seines Bruders, seine Nichte, und er also ihr Onkel wäre; Don Rio antwortete

ihm, daß dabei nur ein kleiner Umstand zu ihrer Anerkennung fehle, und zwar der Heirathsvertrag. Donna Flora war ein reines Naturkind und bei dieser Bemerkung, welche von ihr gar nicht vorhergesehen war, erschienen auch ihr all' diese Unordnungen, all' diese Unglücksschläge, denen sie ausgesetzt gewesen, sich in einem engeren Kreise um sie her zu bewegen. Kaum hatte diese Frau die geselligen Bande gebrochen, als sie auch schon erfuhr was es koste, welche Folgen es habe, sich den einmal festgesetzten Regeln zu entziehen. Wegen einer bloßen Formalität, wegen eines mangelnden Heirathsvertrages, hing sie, die unglückliche Tochter, rein von der Gnade ihrer Verwandten ab, war sie enterbt, verkannt und gezwungen, ihre Hand um Almosen bittend auszustrecken, anstatt die Reichthümer zu empfangen, welche ihr geworden wären, wenn ihre Mutter nicht durch eine leichtsinnig, ohne Vorsichtsmaßregeln geschlossene Heirath das Glück ihres Kindes zerstört hätte. Wahrlich so fetter sich Eins an das Andere in dieser Welt, ein Abgrund folgt auf den andern, ein Unrecht zieht das andere nach sich. Und wie sollte jener harte Mann sich auch für diese Abenteuerin interessieren, welche nicht einmal ihre Verwandtschaft beweisen konnte; solche Beweise, welche nichts romantisches haben, sind gerade dadurch nützlich, daß sie eine Wahrheit unumstößlich befestigen. Man zerbricht die Bande, die an's gesellige Leben knüpfen, und durch eine gerechte Vergeltung findet es sich, daß ähnliche geheiligte Bande schon im Voraus zum Nachtheil des Uebertreters jener Gesetze zerrissen waren.

Man überläßt sein Kind dem Zufall der Geburt, und wie Alles auf dieser Erde sich rächt, so findet man in dem Augenblick, wo man keine andere Hilfe hat als die Hoffnung, nicht in gleicher Verlassenheit zu stehen, daß die Eltern uns auf gleiche Weise den Zufälligkeiten einer ungewissen Abkunft ausgesetzt haben, das ist traurig, das ist schrecklich, doch diese Verkettungen von bösen Leidenschaften und Zufällen waren vielleicht niemals folgerichtiger, als in dem vorliegenden Beispiel.

Um das Unglück dieser Frau auf den höchsten Gipfel zu treiben, mußte sie in Arrequipa selbst den Widerhall der Revolution in Europa empfinden, sie hörte den Lärm der Waffen und das hochtrabende Prahlen jener lächerlichen Armeen, deren Plünderungssysteme viel mehr Furcht als ihre Waffen Schrecken erregten. Ihre Zeit schlich langsam dahin in dem Besuch der Kirchen und Klöster, in einer gezwungenen Trägheit; sie bemühte sich zu vergessen, daß sie unter dem Joche eines Oheims lebte, der keinen andern Wunsch hatte, als sie sobald wie möglich nach Frankreich zurückspediren, so arm und entblößt wie sie gekommen. Ach nur zu bald trat dieser Fall ein, sie vermochte nicht mehr dort zu bleiben, die Gemeinheit dieses Onkels und seiner Diener schienen ihren Gipfel erreicht zu haben, man verweigerte ihr nach und nach Alles, die gute Frau hatte zuletzt nicht einmal mehr die nöthigen Kleider.

Der Rückweg war noch schrecklicher als der Herweg, denn diesesmal war am Ziele nicht die Fahne der Hoffnung aufgepflanzt, sie war genöthigt, der ungnädigen Erde und

den schönen auf Sand gebauten Schlössern Lebenswohl zu sagen, und der lebenswürdige Dheim hatte der Unglücklichen nicht einmal genug Geld zur Rückkehr gegeben, denn er war ein Mann, vollkommen stark genug, um die reichsten und ausgedehntesten Hoffnungen mit einem Schläge zu zerbrechen.

Die Unglückliche kam nach Bordeaux zurück, viel elender und viel ärmer, als sie von dort abgereist war, ihre Aussichten waren gänzlich vernichtet, was sollte sie machen, was werden? in welcher Richtung die lebhaften Triebe nach Thätigkeit bannen, welche sie zu verzehren drohten. Sie hatte ja Alles verlassen, von sich gestoßen, was so angenehm beschäftigt, diese gemüthlichen häuslichen Arbeiten, dieses leichte Handhaben der Nadel für den Bedarf der Kinder, diese zierlichen unterhaltenden Arbeiten, denen die Frauen sich gerne hingeben, und die den Raum von einer häuslichen Sorge zur andern so bequem ausfüllen, das süße Geschwätz der geliebten Kleinen und den Gatten, der Spaziergang auf das Land, alles Das was das Leben sanft und weich dahinfließen macht, es war für sie verloren, sie fand ihr Herz so leer, wie das Leben auffer ihr.

Noch einmal raffte sie sich auf, noch einmal versuchte der Geist, der ein so glänzendes Licht verbreitet, seine Schwingen zu entfalten, sie wollte dieses traurige Wanderleben aufgeben, sie wollte, was es auch sei, ergreifen, und sie ergriff das flatterhafteste, leichteste Ding, die Feder, sie begann zu schriststellern. Sie schrieb Romane, welche lauter wahre Geschichten, sie schrieb wahre Geschichten, welche lauter Romane sind. Man muß sie lesen, gewiß nicht des Vergnügens wegen, welches die Lektüre gewähren würde, aber doch um sich einen Begriff von den kühnen und schwinghaften Erfindungen zu machen, welche aus einem solchen, durch Vereinsamung und Verlassenheit halb zerrütteten Gehirn entspringen können. Die Eigenthümlichkeit ihrer Schreibart brachte dieser Frau bald ein gewisses Renomme, so daß ihre Werke Verleger fanden, welche geneigt waren, ein nicht unbedeutendes Honorar zu zahlen, und sie kam in einen äußeren Wohlstand, welcher der Unglücklichen, lange schmählich Umhergestoßenen jene Sicherheit wiedergab, welche sie ihrer Geburt und der Kühnheit ihres Charakters verdankte. Sie hatte des Lebens Tiefen und das vielfältige Elend was die Erde trägt, kennen gelernt. Edel durch und durch, der erhabensten Gefühle und Gedanken fähig, wollte sie es versuchen, ob es nicht möglich seyn sollte, dieses Elend zu lindern und um Vorschläge zu seiner Abstellung machen zu können, begab sie sich — durch ein herbes Geschick schon einmal in die Schule des Elends gestoßen — nun zum zweitenmale freiwillig in die Höhlen des Lasters, des Verbrechens, des verschuldeten oder nicht verschuldeten Unglücks. Sie kam von Bordeaux nach Paris und durchstreich jene schauerhaften Wohnungen der verlorenen Dirnen, der zu jeder Schandthat bereitwilligen Verbrecher, sie brachte ganze Tage lang unter entstellender Verkleidung in den Schenken der Diebe und der Bettler zu, sie setzte sich der Gefahr des Verlustes ihrer Ehre, ihrer Gesundheit, ihres Lebens aus, um den Becher, welchen sie freiwillig an den Mund genommen, bis auf die Pfefen zu leeren. Sie ging nach England und besuchte dort die Weltstadt London, besuchte die Fabriksstädte, ging nach Edinburg, nach Dublin, suchte auf, was Jammer und Elend genannt werden konnte, fand hier in einem Irrenhause den wackern Schiffskapitän, und nahe daran, in dem Gefühl ihres Unrechts, selbst wahnsinnig zu werden, wie sie ihn wahnsinnig gemacht hatte, ward ihr Vorfaz, zu helfen und zu lindern was möglich, nur noch immer fester. (Schluß folgt.)

Die Langeweile.

Es fühlt der physische Mensch schon eine gewisse Schwere und Unbehaglichkeit, wenn es ihm an Reizbarkeit gebricht, und so auch der geistige Mensch, wenn Empfindungen mangeln und das Licht des Geistes durch Sinnlichkeit gelöscht wird. Die Seele geräth daher in eine Krankheit und diese Krankheit ist eben die Langeweile oder der Schmerz der Unthätigkeit. Dieser Schmerz hat in unserer Zeit hauptsächlich auf die höhern Stände seine Gewalt geübt, und man sucht ihn durch Vergnügungen aller Art wieder zu verschuchen. Abwechslung will der Mensch haben und neue Sensationen, alles langweilt ja mit der Zeit, selbst Sonne und Mond, und warum auch nicht die Sonne der Geliebten, sobald sie täglich im Hause auf- und untergeht?

Langeweile, die Geißel der Einsamkeit macht das Glück so vieler Romane und Zeitschriften und fehlt selbst dem lebhaften Franzosen nicht, der so oft mit seinem „vous m'ennuyez!“ angestoßen kommt, und viele wollten sich schon aus Langeweile das Leben nehmen, was die schön nachlässigen Strophen so mancher Dichter bekunden können, die offenbar auch aus Langeweile, aus modernem Lebensüberdruß schlechte Verse reimen.

Langeweile schuf das ganze Visitenwesen sowohl bei Thee als auch bei Kaffee, Langeweile brachte Hochzeit-, Tauf-, Leichenceremonien und Zwedessen hervor, der Langeweile verdanken wir die Erfindung des Weins und überhaupt geistiger Getränke, und so auch die Gewohnheit zu rauchen und zu schnupfen, und im Mittelalter mußte jeder Hof seinen Narren haben, der kurzweiliger Rath hieß.

Unsere Damen machen sich hundert Kurzweile aus reiner Langeweile und unsere geschiedtesten Männer sagen und schreiben Dummheiten und begeben sogar welche aus Langeweile, und die Schmähdreden der heirathslustigen Mädchen möchte ich hören, wenn wieder die Bauart unserer Voreltern eingeführt würde, wo die Fenster in den Hof gingen, unter der Decke angebracht waren und von Glasscheiben kein Gedanke war.

In kleinen Städten kann ein Durchreisender die Bewohner entlangweilen und kann sofort alle Gesichter des Ortes studiren, was indessen noch Häuslichkeit verräth, denn in großen Städten tritt die Langeweile zum Hause hinaus. Moden reichen nicht zu, den Dämon zu bannen, Bücher, Journale und Improvisatoren auch nicht, — also Intriguen, Familienzwiste, Schmausereien, Religionsstreitigkeiten, denn die Sinne sind leichter zu unterhalten, als der Verstand.

Jeder Stand, jedes Temperament scheint seine eigene Langeweile zu haben, wie seine eigene Geistes- und Leibeschwächen. Langeweile findet der gemeine Mann im Umgang mit sich selbst, der helle Kopf mit Dummköpfen, oder er mühte sich gerade über Dummheiten derselben amüßren; Verliebte haben nie Langeweile, weil sie immer mit sich selbst beschäftigt sind, und Leichtsinrige suchen sich im Weltgetümmel zu betäuben, wenn die Folgen des Flottlebens sich an ihnen kund geben.

Alle Romane und Komödien verlassen ihre Helden, wenn sie solche glücklich in die Ehe gebracht haben, das Eiserlei der Ehe ist keiner Beschreibung werth und daher sagt jene Frau, über deren Söhnen der Mann verdrießlich ward: „Ich und Du sind ja Eins, und wenn man allein ist, langweilt man sich.“ Am Besten, beide Theile gehen in Bäder, und am Allerbesten in zwei verschiedene Bäder!

Lebhafte Menschen langweilt schon das Wetter, und Menschen, die wir nicht leiden mögen, langweilen uns selbst mit den besten Einfällen. Hochadeliche langweilen sich in der besten bürgerlichen Gesellschaft à la mort, wie bürger-

liche Denker an vornehmen Tafeln und in den Modegesellschaften großer Städte.

Um Langeweile zu bannen, sieht manche Frau in den Spiegel, und der Mann zieht die Tragbänder scharfer an und legt Haare und Halsbinde zurecht, — eine Prise Taback, ein Blick auf die Taschenuhr entlangweilen Manchen.

Mit galanten Weibern steht es am schlimmsten, denn Alles macht ihnen Langeweile, junge Männer haben zu viel, alte zu wenig Ehrfurcht vor ihnen; ihr eigenes Geschlecht interessiert sie wenig, so wenig als Natur und Bücher, und die Kirche ist ausser Mode — was anfangen? — Gähnen? — aber Gähnen macht einen breiten Mund — Lachen? — mit den Zähnen steht es längst so so — was anfangen? also spielen oder schlafen.

Bank und Hader in Familien hat häufig keine andere Quelle als Langeweile — man läßt sie zunächst am Gesinde aus, an unglücklichen Freunden. Wenn bei Tische Stille eintritt, so spielt man mit Messer, Gabel und Teller, ein Anderer dreht Brodkügelchen, ein Dritter spricht vom Wetter, ein Vierter läßt wohl gar einen Teller oder die Serviette fallen, und der Langweiligste von Allen pußt gewöhnlich das Licht aus.

Schwerlich gibt es Menschen, die nicht von Zeit zu Zeit Langeweile anwandte, und je gebildeter, desto eher ist er ihr unterworfen, daher Bauern und Handwerker wenig oder keine Langeweile haben. Freuden der Sinne sind für Alle, Freuden des Verstandes nur für die Minderzahl, und daher findet der gemeine Mann Langeweile mit sich selbst, der Denker aber mit der Gesellschaft, und auch ich befürchte mit der Langeweile langweilig zu werden, und wünsche Allen, die bei dieser Dissertation vielleicht eingeschlafen sind, einen guten Schlaf.

W e h r m a n n s l i e d .

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht:
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht;
Ob Feind von allen Seiten
Uns Müß' und Noth bereiten, —
Wir stehen fest im Kampf und Streit:
Mit uns ist Gott, der Sieg verleihet!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!
Sieh' wenn der Feind von Osten
Voll' Blut und Habs' kosten, —
Wir stehen fest, wir haben Kraft:
Mit uns ist Gott, der Eisen schafft!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!
Mag auch der Feind von Süden
Im Finstern Unheil brüten, —
Wir stehen fest, wir fürchten Nichts:
Mit uns ist Gott, der Quell des Lichts!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!
Wenn uns der Feind von Westen
Im Sklavenjoch will rüsten, —

Wir stehen fest, wir zagen nicht:
Mit uns ist Gott, der Fesseln bricht!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!

Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!
Nichts soll in uns're Reihen
Der Zwittertracht Saamen streuen;
Wir stehen fest vor jedem Feind:
Mit uns ist Gott, der Herzen eint!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!

Nichts kann den mut'h'gen Glauben,
Der uns befeelt, uns rauben;
Wir stehen fest, wir zweifeln nicht:
Mit uns ist Gott, der Wahrheit spricht!

Wohlan, du deutsches Volk, wohlan
Für Freiheit, Recht und Licht!
Die deutsche Fahne weht voran,
Dein Gott verläßt dich nicht!

Hoch prangt das Bundeszeichen,
Davor der Feind muß weichen;
Wir stehen fest bis in den Tod,
Und jubeln All': Mit uns ist Gott!

M. Schorr in Uppingen.

W e g m i t H u t u n d F r a c k !

Die Mode ist eine große Thorheit; eine größere ist es, sich selbst ihre Ketten anzulegen, die größte aber, sie als Redicul umherzuschleppen, wo es nichts als den bloßen Willen kostet, sie zu zerbrechen.

Von allen Modetrachten sind vielleicht Hut und Frack die albernsten. Sie herunter stoßen von dem Throne, den sie zur Qual aller Männer so lange usurpirten, das heißt sich ein Verdienst um die menschliche Gesellschaft erwerben. Darum laden wir hiermit einen Jeden ein, sich anzuschließen an den Verein gegen die Mode im Allgemeinen, gegen Hut und Frack insbesondere, und beleuchten deshalb zuerst diese beiden Kleidungsstücke von hinten und vorn.

Der Hut als das Höchste gehe voran. Derselbe ist unschön, unbequem und nicht anständiger als eine andere Kopfbedeckung.

Daß eine Mütze, deren Form man dem Gesichte stets genau anpassen kann, besser kleiden wird als ein durch die Mode geformter filziger Thurm, das ein Hut, einem aufgestülpten Eimer gleichend, wenn auch gerade als nicht häßlich, doch gewiß unschön und ungeschicklicher ist als eine Mütze, wird Jedem einleuchten auch ohne Beweis, der sich freilich hier nicht führen läßt. Wir appelliren dabei an Jedes Geschlecht. Die Mehrzahl wird entscheiden: Der Hut, dieses geränderte Filzfaß, ist unschön. Aber er ist noch vielmehr unbequem. Wer hat sich auf seiner Reise nicht schon über seinen Hut geärgert? Man setzt ihn ihm Wagen auf den

Kopf und man stößt ihn beim ersten Ruck des Wagens an der Decke ein. Man will sich in die Ecke lehnen und schlummern: die verwünschte Hutkrempe gibt es nicht zu; der Hut fällt auf die Nase und endlich unter die Füße, wo er zertrümmert wird. Man will ihn neben sich stellen: es ist kein Platz. Man will ihn in das Wagennetz legen: es ist zu klein, oft ist gar keins da. Man muß also das Ungethüm, will man es nicht ganz zu Grunde gerichtet an Ort und Stelle bringen, in ein eigens dazu gefertigtes Futteral stecken, und dann hat man dieselbe Sorge, welche reisende Damen mit ihren Schachteln haben.

Im Sommer schützt des Hutes schmale Krempe nicht gegen den Sonnenstich, im Winter nicht gegen die Kälte. Hat man einen Mantel um, und den Kragen aufgeschlagen, so liegt dieser mit der Hutkrempe beständig im Kampfe, bis der Hut endlich zu Boden fällt. — Und dann das Drücken des Hutes auf der Stirn; ordentliche Blutreissen kann man manchmal aufweisen. Die Schilderung der Hauptqualen könnte noch viel weiter extendirt werden, aber es wird schon damit genug seyn zum Beweis unserer Behauptung, daß der Hut höchst unbequem ist. Doch ein Umstand fällt mir so eben noch ein: Man will jetzt, höchst vernünftiger Weise, den albernen und schädlichen Gebrauch des Hauptentblößens beim Gruße abschaffen und militärische Begrüßung einführen; das läßt sich aber bei den verdammten Hutkrempen nicht füglich ausführen, während die Mütze diese vernünftigere Respekterweisung begünstigt.

Wollte man den Hut anständiger nennen als die Mütze, so dürfte diese Behauptung gänzlich ohne Beweis bleiben, und wie eine Gänsefeder eben so anständig ist, als eine Stahlfeder, so ist eine Mütze wenigstens eben so anständig als ein Filzfaß.

Da nun der Hut unschön, aufs Aeusserste unbequem und nicht anständiger ist als die Mütze, so wird jeder Vernünftige mit mir ausrufen: Weg mit dem Hute! — Aber die armen Hutmacher, wird man sagen, wollen diese nicht auch leben? O ja, sie leben hoch, und dreimal hoch als ehrliche Mützenmacher! — Drum weg mit dem Hute!

Aber auch weg mit dem Frack! Denn dieser ist häßlich, zweckwidrig und sehr unanständig. Ist der Frack, dieser zerbrochene Rock, wie sein Name ausdrückt, den ich von dem lateinischen Worte fractus (zerbrochen) ableite, dieses Weack von Kleidungsstück, die Schwanzjacke nicht häßlich mit den Lappen hinten und dem vordern Nichts? Es sieht aus, als hätte man ein Kleidungsstück machen wollen und das Tuch habe nicht gelangt. Angekleidete Affen haben stets Fracks, deshalb könnte man dieselben passend Affenjacken nennen.

Ein bis zum Knie gehender Ueberrock ist schön, ein Frack ist häßlich. Die Majorität soll in Geschmacksachen entscheiden.

Der Frack ist ein Kleidungsstück, d. h. es soll bedecken, was bedeckt werden soll und zugleich warm halten. Das Letztere thut der Frack gar nicht. Im Sommer, — ja nun im Sommer, da könnte man auch gehen in puris naturalibus, ohne zu frieren. Der Sommer beweist nichts. Man trage Sommerüberbröcke, denn das Kleid soll bedecken. Was soll bedeckt werden? Körperteile! Die hintern nicht mehr als die vordern, eher weniger. Der Frack aber thut das Eine und unterläßt das Andere ganz. Entweder entscheide man sich für die Jacke oder für den Ueberrock. Das Mittding Frack ist ein Unsinn und sehr unanständig. Aber unbegreiflicher Weise hält man den Frack für das anständigste Kleidungsstück. Kein Ball ohne Frack, kein Diner ohne Frack, keine Visite ohne Frack. Daß man doch so

sehr im Frack schweben kann, gerade das Unanständigste für das Anständigste zu halten!

Aber was uns Deutschen aus Frankreich kommt, das ist uns ein Evangelium, und wenn es den französischen Damen einfiel, im vorfundenfalligen Costüme auf Bälle zu gehen, so würden wir Deutsche sagen: Das vorfundenfallige Costüm ist doch das Anständigste, was es gibt!

Die Fracks sind in Frankreich aufgekommen am unsittlichen Hofe Ludwig XV. Weg mit den Fracks, ihr züchtigen Deutschen! Weg mit den Fracks!

Camarilla.

Camarilla (Diminutiv von Camara, Zimmer) war ursprünglich nur ein sehr kleines Zimmer, welches zu des Königs Ferdinands des siebenten von Spanien Gemächer gehörte, in dem sich seine Diener zweiten Ranges, ihres Herrn Befehle erwartend, aufhielten. Ein ehemaliger Wasserträger Chamorro und Ramirez, von Aressano, zuerst Kammerdiener, dann Kammerherr des Königs, standen beide in großer Gunst bei Ferdinand, und zogen alle, welche sich für Feinde der Verfassung ausgaben, um Aemter zu erhalten, an diesen Ort. Beide waren die Gründer jener geheimen mächtigen Gilde, welche unter den Namen apostolische Junta, Anker des Glaubens und des Königs ihre Verzweigungen bald in ganz Spanien ausdehnten, in alle Theile der Verwaltung eindrang, und den Willen des Monarchen ihren blutgierigen barbarischen Vernichtungsmasregeln gegen aufgeklärte Patrioten unterwarf, und von jenem kleinen Zimmer den Namen Camarilla erhielt. Infant Don Carlos, Eguia, Elio, Campitto, Almeria, Bischof und Inquisitor, der Domherr Ostolazo und Castro, ein HieronymiterMönch, waren die Hauptpersonen jener Verbindung, finstere Racheengel, welche den getäuschten König mit blutigen Rathschlägen belagerten, des Fürsten Dyr allen Leidensthönen des Landes, allen Klagen der Vernunft zu verschleßen ensig bemüht waren. Bergedens widerhallte von einem Ende Europas zum andern Ein Schrei des Unwillens über solches Verfahren, und während seine Völker das Fest der errungenen Freiheit, von Napoleon bisher unterdrückt, mit Jubel feierten, ward Spanien und dessen Helden, die ersten, welche des mächtigen Kaisers Macht Trotz geboten, geschmäht, vernichtet vom eigenen besetzten König und seiner Camarilla.

Haritätenkästlein.

- Bürger. Wo gehst du denn hin?
Soldat. In's Oberland.
Bürger. Was gibst du denn dort?
Soldat. Es hat wieder ein Handwerksbursche den Hecker hoch leben lassen. (Eulenspiegel.)
- Demonax antwortet einem Spötter, der ihn fragte, wie viel Pfund Rauch man bekäme, wenn man hundert Pfund Holz verbrenne: „Wiege die Asche, was an Gewicht fehlt, ist Rauch.“
- Ein junger Mensch rief aus, als er das erstemal den Rheinstrom ansichtig ward: „Das sei Gott gelobt, daß ich das Wasser einmal sehe, aus welchem man den guten Rheinwein macht.“

Auflösung der Charade in Nr. 85:

Schachbrett.